

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 300.

Samstag, 22. Dezember.

1928.

(13. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Herbert schlug ein Bein über das andere und betrachtete aufmerksam das höhnisch verzerrte Gesicht, so lange, daß Sperber unruhig hin und her zu rutschen begann.

„Wir sind hier nicht auf dem Jahrmarkt“, rief er endlich.

Herbert lächelte plötzlich wie über einen Sieg und wandte dann die Augen Roberts zu. Der Alte stand neben der Portiere, sein Gesicht lag im Halbdunkel, die Augen glühten schmalen Schlitzen.

„Herr Roberts, ich komme Theas wegen.“

„Aha!“ grunzte Sperber.

„Ich halte es für das Richtige, Thea bleibt bis auf weiteres, wo sie ist, auch später, nach der Aburteilung Droeges.“

„Er hält es für das Richtige“, echote Sperber. „Er verfügt über meine Braut wie... wie ein kleiner Pascha... Vortrefflich, junger Herr. Schade, daß Sultan nicht mehr lebt, der hätte Ihnen auf die Strümpfe geholfen. — Grüner Junge!“ schrie er plötzlich ganz außer sich.

Herbert blinnte den Wutschaumenden mit unerbittlichem Gleichmut in das Schwarz der Augen und hielt ihn damit in Schach.

„Sie sollten sich das Loben doch aufsparen — für eine spätere Zeit, mein Bester. — Aber was ich Ihnen nun noch mitzuteilen habe, Herr Roberts, geht Herrn Sperber nichts an, und deshalb...“ Er blickte schweigend nach der Portiere.

„Was, ich soll hinausgehen, wo es sich um meine Braut handelt? ... Sind Sie...?“ Eine gebieterische Handbewegung Herberts ließ den Satz unvollendet.

„Ich nehme doch an, daß Sie jederzeit frei mit hocherhobenem Kopf diese Straße betreten können, Herr Sperber“, sagte Herbert mit eigentümlicher Betonung. „Denn ja nur Spitzbuben, Mörder und — Mördergenossen scheuen den Anblick spähender Polizisten, und Sie sind doch weder das eine noch das andere, nicht wahr?“

Herbert sah nicht, daß die Augenschlitze in Roberts Gesicht sich ganz weit öffneten und ein Entsetzen offenbarten; er sah nur die auffallende Veränderung auf Sperbers Gesicht. Als sich die breite Gestalt an ihm vorüberschob, hörte er die gemurmelten Worte: „Wir sprechen uns wieder“, „Ich hoffe es“, lautete seine Antwort.

Roberts ließ Sperber zur Ladentür hinaus und schlich buchstäblich wieder in das Gemach.

„Sehen Sie sich, Herr Roberts.“

„Ich sehe lieber.“

„In diesem Falle müßte ich auch stehend zu Ihnen sprechen — um Sie ansehen zu können.“

Roberts nahm Sperbers Platz ein. „Was wünschen Sie noch?“ flüsterte er.

„Ich will hoffen, daß Sie diesen Menschen, dessen Anblick ein reichendes Tier in die Flucht jagen könnte, auch wirklich hinausgelassen haben; denn was ich Ihnen zu sagen habe...“

„Er ist fort.“

„Gut. — Herr Roberts, ich habe Frau Scheel-Brandow gesprochen“, sagte er dann, seine Stimme hebend, „und ich weiß nunmehr alles.“

„Was wissen Sie?“

„Daß Thea gar nicht Ihre Tochter ist.“

„Wessen Tochter soll sie denn sein?“ fragte Roberts mit einem läuernden Blick.

„Das tut vorläufig nichts zur Sache.“

„Wenn Frau Scheel-Brandow Ihnen das eine gesagt hat, wird sie Ihnen das andere nicht verschwiegen haben“, klang es höhnisch zurück; „ich werde der Dame sagen, daß Sie sich in Angelegenheiten mischen, die Sie nichts angehen. Thea trägt meinen Namen, sie ist meine Tochter.“

„Ihre Adoptivtochter.“

„Und wenn es so wäre!“ Die Augen des Sprechers schillerten. „Schämen Sie sich, einem jungen und unerfahrenen Mädchen nachzustellen; auch das werde ich der Dame sagen.“ Roberts fühlte Oberwasser, die Verlegenheit Herberts war ja auch zu offensichtlich.

„Herr Roberts“, sagte Herbert nach einer Pause, „ich lege Ihnen nichts in den Weg, Frau Scheel-Brandow von dieser Unterredung Kenntnis zu geben; aber ich gebe Ihnen gleichzeitig die Versicherung, daß Sie eine Niederlage erleiden. Frau Scheel-Brandow hat von mir erfahren, daß Thea, allerdings unter dem Einfluß eines Subjekts stehend, eine Uhr gestohlen hat und daß Sie, der Adoptivvater, der für Thea verantwortlich ist, diese Uhr an sich genommen haben. Hier ist sie.“ Damit zog er seine goldene Uhr. „Sie haben sich also der schlimmsten Hehlerei schuldig gemacht, die sich denken läßt, und so weit ich Frau Scheel-Brandow kenne, wird sie Sie überhaupt nicht wieder empfangen.“ Er schwieg, mit geheimer Spannung das zuckende Gesicht betrachtend. Gelang es ihm, Roberts von einem Besuch bei Frau Scheel-Brandow abzuschrecken, durfte er, Herbert, sich fernerhin bei dieser sehen lassen, sonst nicht; denn er hatte ihren Namen bei dem Versuch, Theas Herkunft zu ermitteln, fest mißbraucht.

Nach einem langen Schweigen hob Roberts den Kopf, dessen dünnes graues Haar wie vom Wind bewegt hin und her wogte. „Was wollen Sie eigentlich von mir?“ fragte er halblaut. „Seitdem Sie in mein und Theas Leben eingetreten sind, geht alles verkehrt. Lassen Sie uns doch in Ruhe. Glauben Sie, daß Sie Thea nützen? ... Sie machen sie bloß unzufrieden, unglücklich.“

Diese Worte machten in ihrer Einfachheit einen solchen Eindruck auf Herbert, daß er in ein tiefes Nachdenken geriet. Auch hier die Warnung, schicksalhafte Dinge nicht ohne Not zu berühren. Ja, aber er war schon zu sehr darin verstrickt, sein Wille wurde schon von Kräften bewegt, die stärker waren. Wie hießen sie? ... Liebe? ... Starke, zu jedem Opfer bereite Liebe? ... Nein. Er war sich endlich klar darüber, daß nur das heiße Verlangen, ein Wesen zu retten, das sich in einer schlechten Umgebung so wunderbar rein erhalten hatte, ihn trieb. Er, Herbert, hatte

immer noch mit leisen Hemmungen zu kämpfen gehabt, wenn er daran dachte, daß Thea wie eine geübte Taschendiebin ihn bestohlen hatte; nun er aber den Mann, der sie in sein verbrecherisches Treiben hineingezogen, auf drei Schritte Entfernung gesehen hatte, nun dachte er anders, milder darüber, und er folgte nur noch dem Drange, Thea vor einem fürchterlichen Schicksal zu bewahren.

Sie drückten sich Herrn Sperber gegenüber vorhin so beleidigend aus“, unterbrach Roberts endlich das Schweigen, dabei hielt er den Blick gesenkt. „Sie halten ihn doch wohl nicht für einen Mörder?“

Herbert mußte sich förmlich besinnen, so weitab war er mit seinen Gedanken gewesen.

„Sein Innerstes soll man nicht immer preisgeben“, erwiderte er. „Etwas anderes ist es, wenn Sie mich fragen, ob ich Sperber einer Mordtat für schuldig halte.“

„Und das tun Sie?“ Herbert nickte. „Sie haben keine Beweise für eine solche Annahme“, sagte der Händler mit zitternder Stimme.

„Wenn ich Beweise hätte, würden wir es ja auch schon mit einer vollzogenen Handlung zu tun haben und nicht lange nachzudenken brauchen.“

„Wer hat Sie auf diesen Verdacht gebracht? ... Schumann?“

Bei dieser Frage warf Herbert den Kopf hoch. „Schumann? ... Wer ist das?“ fragte er.

Roberts lächelte. „Ach, Herr Godebrecht“ (er nannte Herbert zum ersten Male mit seinem Namen), „ich weiß ganz genau, daß Schumann Ihr Detektiv ist“, log er dreist.

„Dann wissen Sie mehr als ich. Und Sperber — teilt der Ihre Meinung?“

„Das weiß ich nicht.“

Herbert war in diesem Augenblick entschlossen, Schumann einen Wink zu geben, sich äußerster Zurückhaltung zu befleißigen; es konnten diesem sonst Unannehmlichkeiten aller Art blühen.

„Schumann ist mir flüchtig bekannt. Ich habe ihn vor einiger Zeit in einer Wirtschaft kennen gelernt; er ist ein höchst anständiger Mensch. Jedenfalls halte ich ihn dafür.“

Roberts lächelte. „Ich kenne ihn nicht näher“, entgegnete er nur, darauf schwiegen beide. Einer traute dem andern nicht, ein Abwarten, Lauern stand zwischen ihnen. Herbert hatte sich von dieser Unterhaltung mehr versprochen. Er hatte geglaubt, Roberts hinsichtlich Theas zu wichtigen Mitteilungen bringen zu können, in dieser Sache hatte er nichts erreicht.

Zu seiner größten Überraschung hörte er plötzlich Roberts sagen: „Ich will mich demnächst zur Ruhe setzen.“

„Ich selbst riet es Ihnen, Herr Roberts. Aber Theas Zukunft wird, das versichere ich Sie, nicht allzu sehr von diesem Schritt berührt.“

„Wie soll ich das verstehen? ... Theas wegen will ich es ja gerade.“

„Damit sie nicht die Frau dieses Sperber wird?“

„Ja“, antwortete Roberts zögernd. „Und dann kann ich auch so eben und eben ohne Geschäft auskommen.“ Wir wären uns also darüber einig, daß Thea bis zu Ihrem Weggang aus der Gildengasse in der Pension bleibt“, sagte Herbert, als handle es sich um eine Selbstverständlichkeit.

„Nein. Das wird sie nicht!“ rief der Alte mit neu-gewekter Mut. „Sie ist meine Tochter, ich habe über sie zu bestimmen. Und ich bin ein alter, hilfsbedürftiger Mann; ich entbehre mein Kind.“

Herbert erhob sich. Dem Zornesausbruch hätte er zu begegnen gewußt, vor dem Klageruf eines Herzens, in dem noch ein Fünkchen Liebe zu sitzen schien, strich er die Segel.

„Wir wollen Droeges Verurteilung abwarten“, sagte er. —

Als er die Steintreppen hinabschritt, kam ihm schlendernd der lange Sipo entgegen.

„Guten Abend“, sagte Herbert im Vorbeigehen; der Sipo erwiderte höflich den Gruß und berührte mit den Fingerpitzen den Tschako. Herbert machte noch einmal lehr.

„Sie kennen doch Schumann, den Feinmechaniker?“ fragte er.

„Sehr gut.“

„Dann sagen Sie ihm, bitte, er möchte sich 'n bißchen zurückhalten, es läge in seinem Interesse. Er versteht mich schon. Ich selbst will ihn aus guten Gründen nicht in seiner Wohnung auffuchen, werde ihm aber schreiben. — Guten Abend.“ Er beeilte sich, nach Hause zu kommen, um sich für eine Geburtstagsfeier bei seinem Kollegen Glöckner umzukleiden. —

Für den übernächsten Tag, einen Sonntag, war er bei Bindewalds zum Essen eingeladen.

Ruth selbst öffnete ihm, nachdem er geklingelt hatte.

„Guten Morgen, Herbert“, begrüßte sie ihn freundlich und doch ernst. Sie nahm die Blumen, die er mitgebracht hatte, entgegen. „Vielen Dank. Mama wird sich sehr freuen.“

„Sie sind für Euch beide bestimmt“, entgegnete er lebhaft, „teile dich mit deiner Mutter darin, Ruth.“ Er legte seine Garderobe ab und betrat das Zimmer des Hausherrn.

„Willkommen, Herr Godebrecht!“ rief Bindewald. „Sie finden mich bei einer höchst, höchst angenehmen Beschäftigung.“ Damit deutete er auf einen Stapel Zeitungen auf seinem Schreibtisch.

„Was ist denn?“ fragte Herbert mit einem Blick auf Ruth, die wie ihr Vater mit einem Male glücklich ausjah.

„Walter hat Vorbeeren geerntet“, bemerkte sie.

„Lesen Sie, lieber Freund! ... Hier, eine Sprechung übertrumpft die andere. Ja, ja, es ist eine große Sache, einen berühmten Sohn zu haben. Ein schwacher Abglanz fällt noch auf uns, Walter nächsten, nicht wahr? Meine Frau hat vor Rührung geweint. Jetzt steht sie in der Küche und bereitet eine Sauce, ohne die für mich der schönste Braten nicht wert ist.“ (Fortf. folgt.)

Weihnachtszeit.

O wundervolle Weihnachtszeit,
Du füllst mit Freude jedes Herz
Und überstrahlst mit Seligkeit
Des Lebens wechselvollen Schmerz.

Wir schauen wieder wie ein Kind
Die schönen, trauten Lichter an.
Du leuchtest der Hand, die weich und lind
Die größte Sehnsucht stillen kann.

Wir lauschen einem Jubelklang,
Der durch die Stimmelsirne schwebt.
Und fühlen, wie ein Wunderklang
Aus aller Dunkelheit uns hebt.

Franz Cingis.

Ein Weihnachtsabend.

Von Elin Pelin.

An jedem Weihnachtsabend gedenke ich eines solchen längst vergangenen, der wie ein schönes, trauriges Gedicht in meiner Seele geblieben ist.

Ich war allein, ohne Bekannte, ohne Geld, ohne Obdach. Ich wohnte bei einem Freunde, doch er war in seine Heimatstadt gereist. Das Teuerste, was ich damals hatte, war die Jugend. Aber ach, die arme, einsame Jugend ist eben schwer wie das arme, einsame Alter!

Den ganzen Tag fiel ein fleißiger Schnee in großen Flocken, und die Menschen huschten über den Markt und rüsteten sich für den Weihnachtsabend. Der kurze Winter war eben zur Reize gegangen, und die Straßen leerten sich. Jeder war heimgekehrt. Ich irrte lange in den Straßen hin und her, verfrüht vom Reize des Schnees, und begegnete nicht einem Bekannten, nicht einem Freunde. Was tun und wohin gehen? Mein Zimmer, öde und kalt, lockte mich nicht. Langsam wartete ich, daß sich etwas ereignen sollte, wie es häufig mit den Menschen geschieht. Etwas, das mich aus dieser öden Wirklichkeit risse. Doch mir fehlte der Faktor der Wunder — das Geld. Ich hatte nicht einen Fünfer in der Tasche.

Und in dieser Lage hatte ich — ich weiß nicht warum — Lust auf einen Kaffee wie selten. Damals kostete ein Kaffee einen Fünfer. Ich trat in ein, zwei bekannte Kaffeehäuser.



Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?